

Hannah Dingeldein, Universität Mannheim

Rehabilitierung des Geschmacks bei Goethe und Uwe Johnson¹

Geschmack ist ein Schlüsselbegriff in der Ästhetik des 18. Jahrhunderts. Allerdings hat der Begriff wenig mit dem kulinarisch-gastronomischen Geschmack, dem Schmecken von Speisen, zu tun. Diese Bedeutung rangiert ganz unten. Goethe und später Uwe Johnson führen den lebensfernen ästhetischen Geschmack wieder mit seinen gustatorischen und kulinarischen Wurzeln zusammen.

Und nun geht eine Abhandlung über den Geschmack los. Der Patron macht ein Zeichen mit der Hand, daß man ihn höre: denn auf Geschmack glaubt er sich besonders zu verstehen. – Der Geschmack, sagt er, [...] der Geschmack ist ein Ding [...] fährwahr ich weiß nicht für welch ein Ding er es ausgab, er wußte es selbst nicht. (Diderot: Rameaus Neffe, zitiert nach Amann 1999, S. 51)

Diese Zeilen stammen aus Diderots philosophischem Dialog *Rameaus Neffe*, den Goethe als erster ins Deutsche übersetzt hat. Auf die Frage, was denn eigentlich „der“ Geschmack sein soll, geben sie zwar keine Antwort, sind also in definitorischer Hinsicht nicht besonders hilfreich. In einem anderen Hinblick sind sie dennoch ziemlich aufschlussreich, denn sie zeigen, dass der Begriff Geschmack, der so häufig und vieldeutig wie kaum ein anderer verwendet wird, sich einer eindeutigen Definition entzieht.

So bedeutet Geschmack, um nur einige wenige Beispiele zu nennen, einerseits Geschmackssinn oder Geschmacksnerven, mit denen wir unsere Nahrung schmecken und dabei unterscheiden, ob eine Speise angenehm schmeckt und bekömmlich ist oder einen schlechten Geschmack hat und verdorben ist. Weiterhin ist Geschmack aber auch das, was auf der Rückseite einer Getränke- oder Speiseverpackung an – oftmals künstlichen – Geschmacksaromen aufgelistet ist. Eine ganz andere Bedeutung bekommt der Geschmack schließlich, wenn man von Musik- oder Kunstgeschmack, also vom ästhetischen Geschmack spricht.

In diesem Aufsatz geht es um die dritte Bedeutung von Geschmack, um den ästhetischen Geschmack, einen Schlüsselbegriff in der Ästhetik des 18. Jahrhunderts. Dem ästhetischen Geschmack wohnt eine ganz eigentümliche Paradoxie inne, denn seine Etikette trägt gewissermaßen: Obwohl der ästhetische Geschmack „Geschmack“ heißt, so hat er doch semantisch nichts mit dem sinnlich-gastronomischen Geschmack und dem Schmecken zu tun, ebenso wenig mit dem damit verbundenen Vorstellungskomplex des Essens und Kochens, der Küche und Speisen sowie der geselligen Tafelrunde. Im Gegenteil, der Geschmackssinn im gastronomisch-kulinarischen Sinn wird im 18. Jahrhundert in der Hierarchie

der Sinne auf den untersten Rang herabgestuft. Anstelle des Schmeckens und Essens hat der ästhetische Geschmack es mit dem Schönen zu tun und mit dem Vermögen, darüber zu urteilen, was schön ist und was nicht. „Geschmack“, so heißt es in Kants *Kritik der Urteilskraft*, „ist das Beurteilungsvermögen eines Gegenstandes oder einer Vorstellung durch ein Wohlgefallen oder Missfallen *ohne alles Interesse*. Der Gegenstand eines solchen Wohlgefallens heißt *schön*.“ (Kant 1977, S. 124f.) Der ästhetische Geschmack als Urteilsvermögen zwischen dem Schönen und dem Hässlichen hat sich von seinen lebensnahen Wurzeln, dem Schmecken gelöst, er ist gewissermaßen mit der Verlagerung in den lebensfernen Bereich des Schönen entkernt und ins rein Geistige erhoben worden. Die Formel des Geschmacks wird im Kontext der Ästhetik lediglich metaphorisch gebraucht und erinnert nur noch vage an das sinnliche Schmecken, mit dem man das Wohl-schmeckende vom Schlechten unterscheidet.

In diesem Aufsatz soll gezeigt werden, dass Goethe und Uwe Johnson den lebensfernen ästhetischen Geschmack wieder mit seinen gustatorischen und kulinarischen Wurzeln zusammenführen. Doch zunächst will ich kurz auf das spannungsreiche Verhältnis zwischen kulinarischem Geschmack und ästhetischem Geschmack bei Kant und Schiller eingehen.

Der ästhetische Geschmack bei Kant und Schiller und sein spannungsreiches Verhältnis zum Essen

Der ästhetische Geschmack, der in der Ästhetik des 18. Jahrhunderts mehr oder weniger synonym zum Begriff des Schönen gebraucht wird, ist eng mit dem Idealbild vom ganzheitlichen und harmonischen Menschen verbunden. Seine verlorene Harmonie und Ganzheit erfährt der zerrissene Mensch der Moderne, wenn er schöne Objekte der Natur und Kunst genießt. Ganz in diesem Sinne schreibt Schiller: „Die Wirkungen des Geschmacks überhaupt genommen sind, die sinnlichen und geistigen Kräfte des Menschen in Harmonie zu bringen, und in einem innigen Bündnis zu vereinigen.“ (Schiller 1992, S. 677)

Das Essen, obgleich es angenehm und wohlschmeckend sein kann, dient nicht dazu, den Menschen in ein ästhetisches Selbst- und Weltverhältnis zu ver-



Hannah Dingeldein
Kontakt: hdingeld@rumms.uni-mannheim.de

¹ Dieser Text wurde beim Goethe-Kolloquium am 22. März 2012 in Mannheim als Vortrag gehalten.

setzen. Das ist erklärungsbedürftig, hat doch insbesondere Kant jeden Tag gemeinsam mit Gästen ein ausführliches Mittagessen von 13:00 bis 16:00 Uhr genossen, zu dem Rotwein aus dem Anbaugebiet Médoc nicht fehlen durfte. Warum soll also das Essen nicht zum Reich des ästhetischen Geschmacks gehören? Für Kant und Schiller besteht der Mensch aus zwei Trieben, einem übersinnlich-vernünftigen und einem sinnlich-natürlichen. Beide Triebe nötigen den Menschen auf ihre Weise; die Vernunft fordert die Einhaltung der Pflichten und des Sittengesetzes, der Naturtrieb die Erhaltung des Lebens, wozu auch das Essen gehört. Wenn man Hunger verspürt, so ist das eine Determination des Naturtriebs, der das Bedürfnis erweckt, den Hunger zu stillen. Der Mensch entscheidet sich nach Kant und Schiller nicht frei dafür, Hunger zu haben, sondern er unterliegt einer Naturnotwendigkeit. Als ein freies, autonomes, von äußeren Bedingungen und Interessen nicht determiniertes und ästhetisch-harmonisches Wesen kann sich der Mensch nur im Reich des ästhetischen Geschmacks und der schönen Kunst erfahren. Das Essen und Schmecken als triebhaftes Bedürfnis bleiben aus dem Reich des Geschmacks paradoxerweise ausgeschlossen.

Kulinarisch-ästhetische Geschmackserlebnisse in Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre*

An der theoretischen Geschmacksdiskussion des 18. Jahrhunderts hat sich Goethe, obgleich auch er ästhetische Schriften verfasst hat, auffallend wenig beteiligt. Doch er hat in seinem klassischen Bildungsroman *Wilhelm Meisters Lehrjahre* in literarischer Form Stellung zum leblosen und lebensfernen Geschmacksbegriff des 18. Jahrhunderts, namentlich Kants und Schillers, genommen. Goethe, der gerne gegessen, getrunken und gedichtet hat, bringt in seinem Geschmacksbegriff, wie er sich aus den *Lehrjahren* erschließen lässt, zwei Leidenschaften zusammen: das Essen und die Kunst. Essen ist für ihn nicht bloß eine Naturnotwendigkeit, sondern macht die Kultur des Menschen aus. Nicht nur beim Kunstgenuss, auch beim Essensgenuss kann der Mensch seine Ganzheit und Harmonie erfahren – umso mehr, wenn beide Genüsse zusammenfallen, wie dies bei Wilhelm Meister häufig zu beobachten ist. Goethe führt in das ästhetische lebensferne Geschmacksreich Kants und Schillers auf eine fast provokante Art „frische Austern und Champagner“ (Goethe 1996, S. 13), „Wein und Kuchen“ (Goethe 1996, S. 297), heiße „Schokolade“ (Goethe 1996, S. 169) und „gebrannte Mandeln“ (Goethe 1996, S. 93) ein – um nur eine kleine Auswahl aus dem reichhaltigen Speiseangebot der *Lehrjahre* zu nennen. Er führt den ästhetischen Geschmack wieder zu seinen sinnlichen Wurzeln zurück, was nur folgerichtig ist, bedenkt man, dass „ästhetisch“ im umfassenden Sinn „sinnlich wahrnehmen“ meint. Goethe rehabilitiert damit die Metaphorik des ästhetischen Geschmacks, die für ihn um eine ganz essentielle

Komponente verkürzt worden ist. „[D]ie Menschen glauben“, so lautet in diesem Zusammenhang eine zentrale Textstelle der *Lehrjahre*, „die Organe, ein Kunstwerk zu genießen, bildeten sich ebenso von selbst aus wie die Zunge und der Gaum, man urteile über ein Kunstwerk wie über eine Speise.“ (Goethe 1996, S. 600)

Mit Goethe teilt Wilhelm Meister diese zwei Leidenschaften des Essens und der Kunst. Seit seiner Kindheit liebt Wilhelm die Kunst und findet insbesondere „Geschmack am Schauspiele“ (Goethe 1996, S. 8). Die Kunstsammlung seines Großvaters und sein Puppentheater sind für ihn Orte des Rückzugs von der äußeren Welt der Fremdbestimmungen und Zwänge, die er zunächst in Form seines bürgerlich-kaufmännischen Elternhauses kennenlernt. Im Spiel mit seinem Puppentheater erfährt der kleine Wilhelm seine menschliche Ganzheit und Harmonie. Auf der anderen Seite ruft das Essen bei Wilhelm ein ähnliches Glücks- und Harmonieerlebnis hervor. Besonders die verbotene Speisekammer ist für ihn ein Ort der Seligkeit und Sehnsucht.

Unter allen Türen war [...] die Türe der Speisekammer diejenige, auf die meine Sinne am schärfsten gerichtet waren. [...] Die aufgehäuften Schätze übereinander umfingen meine Einbildungskraft mit ihrer Fülle, und selbst der wunderliche Geruch, den so mancherlei Spezereien durcheinander aushauchten, hatte so eine leckere Wirkung auf mich, daß ich niemals versäumte, sooft ich in der Nähe war, mich wenigstens an der eröffneten Atmosphäre zu weiden. (Goethe 1996, S. 16f.)

Eines Sonntags kann Wilhelm sich heimlich an diesen Ort „lang gewünschter Glückseligkeit“ (Goethe 1996, S. 17) hineinstehlen und findet dort nicht nur seine Schätze, die „vielgeliebten gedörrten Pflaumen“ (ebd.), „getrockneten Äpfel[]“ (ebd.) und „eingemachten Pomeranzenschale[n]“ (ebd.). Er findet dort noch etwas anderes, nämlich die Puppen seines Puppentheaters: „[...] mit welcher überirdischer Empfindung“, so erinnert er sich, „entdeckte ich, daß darin meine Helden- und Freudenwelt aufeinandergepackt sei!“ (ebd.) Die Speisekammer mit ihren sinnlichen Gaumengenüssen und ästhetischen Kunstgenüssen wird für Wilhelm zu einem Reich des Geschmacks im doppelten Sinn. Die Puppen, die in der Speisekammer lagern, haben den Geruch der Speisen angenommen und versetzen Wilhelm in einen rauschhaften, glücklichen Zustand, wenn er mit ihnen spielt und dabei ihren Duft einatmet (vgl. Goethe 1996, S. 21).

Dieses frühe Erlebnis ist für ihn gewissermaßen der „Vorgenuß der Früchte, die wir einst zu brechen hoffen“ (Goethe 1996, S. 243) und trägt dazu bei, dass sich in Wilhelm ein ästhetisch-kulinarisches Geschmacksideal zu bilden beginnt. Er will, wie er

wiederholt beteuert, den „Geschmack der Nation“ (Goethe 1996, S. 356) ausbilden, indem man den Menschen „nach und nach durch das Gute Gefühl und Geschmack für das Gute bei[bring]“ (Goethe 1996, S. 327). Wilhelm beabsichtigt, und hier greift er das klassische ästhetische Geschmacksideal des 18. Jahrhunderts auf, durch den Geschmack „etwas Schönes und Gutes“ (Goethe 1996, S. 453) in der Welt und den Menschen hervorzubringen. Er möchte die Menschen in Harmonie mit sich selbst und mit ihrer Welt setzen. Er wünscht sich – ästhetisch gesprochen – das Leben als autonomes harmonisches Kunstwerk, dessen Künstler der einzelne Mensch selbst ist. Und gastrosophisch gesprochen erträumt er sich das Leben als leckeres Gericht, das von früh bis spät schmeckt und dessen Rezept man als Koch selbst bestimmt. Fast könnte Goethe seine folgenden Gedichtszeilen Wilhelm in den Mund gelegt haben: „Die Welt ist ein Sardellen-Salat, er schmeckt uns früh, er schmeckt uns spat.“ (Goethe 1998, S. 21)

Jahre später, Wilhelm hatte sich, bedingt durch die scheinbare Treulosigkeit seiner ehemaligen Liebe Mariane, zwischenzeitlich von der Welt der Kunst abgewendet, schließt er sich der Theatergruppe um Melina und Philine an, er lernt das Kind Mignon und den Harfner kennen, die beide die Kunst und die Poesie verkörpern und sein altes Geschmacksideal blüht wieder auf. Er durchläuft verschiedene Theaterstationen, ist zunächst bei der Wanderbühne, dann der stehenden Bühne, er führt Regie und wird schließlich selbst Schauspieler. Zwischen und während den Proben für neue Theaterstücke und den Aufführungen wird regelmäßig und fast schon leitmotivisch gegessen und getrunken. Das Reich des ästhetischen Geschmacks und jenes des kulinarischen Geschmacks scheinen Hand in Hand miteinander zu gehen. Wilhelm erlebt Augenblicke, die seinem Ideal nahekommen, wie beim Picknick mit der Theatergruppe, bei dem er glücklich ist wie nie zuvor.

Alle fühlten sich einander näher [...]. Indessen hatten die Frauen angefangen, Erdäpfel zu sieden und die mitgebrachten Speisen auszu-packen und zu bereiten. Einige Töpfe standen beim Feuer [...]. Wilhelm genoß ein nie gefühltes Vergnügen [...]. Die Gefühle der Gesellschaft erhöhten sich; man aß, trank und jubilierte und bekannte wiederholt, niemals schönere Augenblicke erlebt zu haben. (Goethe 1996, S. 230f.)

Das Ganzheits- und Gemeinschaftserleben in der Sphäre des ästhetischen Geschmacks, des Theaters und der Kunst wird bei Goethe zu einem Fest des sinnlichen Genusses und der harmonischen Geselligkeit.

Der künstlerische und kulinarische Höhepunkt der *Lehrjahre* ist jedoch die Theatervorstellung des Hamlet und das sich direkt anschließende rauschende Fest des Geschmacks, in dem sich ästhetischer

Geschmack und sinnlicher Geschmack verbinden. „Wo ist denn nun das versprochene Abendessen? Wir dürfen es uns heute schmecken lassen“ (Goethe 1996, S. 337) – mit diesen Worten wird das Fest eröffnet. Die Theatergesellschaft nimmt, noch geschminkt und mit den „Theaterkleidern“ (ebd.) kostümiert, Platz an einer „wohlgeschmückten und bestellten Tafel“ (ebd.) und feiert die Kunst und das Leben. Es wurde gegessen und „süßer Wein“ (Goethe 1996, S. 339) aus „köstlichen Flaschen“ (ebd.) getrunken. Es wurde „geschwätzt“ (Goethe 1996, S. 340), gesungen, musiziert und gespielt. Mignon als Verkörperung der Poesie und der Kunst tanzt und feiert ausgelassen und Wilhelm genießt „das Glück der Gesellschaft“ (Goethe 1996, S. 338) und die „Freude des Gastmahls“ (Goethe 1996, S. 339). Mit einem pompösen „Feuerwerk“ (Goethe 1996, S. 340) wird das Fest schließlich beendet.

Die bisherige Entwicklung Wilhelms steuert kontinuierlich auf diesen ästhetisch-kulinarischen Geschmacks Höhepunkt zu. Danach deutet sich eine Richtungsänderung in seiner Gesinnung und Geschmackswahrnehmung an. Von Anfang an wurden Essens- und Kunstgenüsse durch Störmomente begleitet, erinnert sei etwa an den Überfall nach dem Picknick, die Erkenntnis, man habe „des Guten zuviel genossen“ (Goethe 1996, S. 341) oder das beklommene Erwachen am Tag nach rauschenden Feiern. Es gesellt sich mehr und mehr ein ungueter Beigeschmack hinzu, den Wilhelm schließlich nicht mehr ignorieren kann. Wilhelm, der davon geträumt hatte, das Reich des Geschmacks auf das Leben zu übertragen, wird sich zunehmend bewusst, dass dies nicht gelingen kann. Das wirkliche Leben sieht anders aus als Wilhelms Ganzheitserlebnisse während des Picknicks oder der Hamlet-Feier. Das Leben mundet nicht immer, oft muss man auch schlucken, wenn es nicht schmeckt. Im Leben begegnen allzu häufig statt der erwünschten guten Tischsitten und Umgangsformen Unfreundlichkeit, statt Gastfreundschaft Missgunst und Intrigen, statt das gemeinsame Mahl miteinander zu teilen begegnen Neid und Egoismus, statt gemäßigtem Genuss Völlerei oder Armut. Allzu oft hat Wilhelm in seiner Sehnsucht nach einem ganzheitlich-harmonischen Dasein das eine mit dem anderen verwechselt und Dinge ignoriert, die nicht in sein Geschmacksideal passen. So hatte der wohlhabende Kaufmannssohn Wilhelm das Leid, den Hunger und die Not seiner großen Liebe Mariane nicht erkannt. Er überdeckte die ärmliche häusliche Situation, indem er köstliche Speisen und Getränke bestellt. Ebenso blendet er aus, dass die Schauspieler oft nicht wissen, wo sie „eine Mahlzeit hernehmen“ (Goethe 1996, S. 134) sollen und übersieht, dass die Theaterwirklichkeit im wahrsten Sinne des Wortes brotlose Kunst ist. „Ist wohl irgendein Stückchen Brot kümmerlicher, unsicherer und mühseliger in der Welt? Beinahe wäre es ebensogut, vor den Türen zu betteln“ (Goethe 1996, S. 52), klagt Melina. Die Gegenseite der Armut ist der „unersättliche Heißhunger“ (Goethe 1996, S. 500),

der nur aufzehrt und vertilgt, also nur erntet, nicht aber neu sät und pflanzt. So erkennt Wilhelm beim Theaterdirektor Serlo eine „unmäßige Näscherei, ja wenn man will, eine unleidliche Gefräßigkeit“ (Goethe 1996, S. 359).

Auch liegt den Schauspielern nichts an der Kunst als solcher, häufig bemühen sie sich bei den Proben nicht und Wilhelm beklagt sich: „Kann etwas abscheulicher sein, als in den Proben zu sudeln [...]?“ (Goethe 1996, S. 221) – hier wird mit „sudeln“ das Bild einer unfeinen Tischsitte für eine misslungene Probe verwendet. Auch in anderen Situationen lassen die guten Tischsitten zu wünschen übrig. Nach einer Lesung wird ein Punschnapf zerschlagen, aus dem man vorher zusammen getrunken hatte (Goethe 1996, S. 126f.), und eine Schüssel mit Ragout wird an den Kopf eines anderen geworfen (Goethe 1996, S. 143). Gastlich ist das nicht.

Wilhelm muss erkennen, dass sein Geschmacksideal eines harmonisch-ganzheitlichen Menschen an den Bedingungen der Wirklichkeit scheitert. Der gute Geschmack ist in der Wirklichkeit nicht umzusetzen, ja, die Welt „fürchtet“ sich geradezu vor ihm (Goethe 1996, S. 454).

Wilhelm hatte die Realität des oft traurigen oder „mäßigen Abendessen[s]“ (Goethe 1996, S. 5) einerseits oder die Gefräßigkeit andererseits in die „Vorstellung eines herrlichen Gastmahls“ (Goethe 1996, S. 101) verwandelt, nicht in das herrliche Mahl selbst. Er hat den Becher des Jammers und Irrtums für den Becher der Freude gehalten und in Wahrheit diesen Irrtum „aus vollen Bechern ausgeschlürft und gekostet“ (Goethe 1996, S. 518). Die Täuschung, der er unterlag, war „eine so starke Würze, daß selbst schale und ekle Brühen davon schmackhaft werden.“ (Goethe 1996, S. 57)

Der gute und schöne Geschmack, so paradox es klingt, verhungert an den Bedingungen der Wirklichkeit. Das sieht man auch an dem Kind Mignon, das sich im Tanz, in Liedern und Gedichten mitteilt und eben jene Sehnsucht nach einem harmonisch-ästhetischen Leben verkörpert. Mignon kann nicht überleben, sie verhungert förmlich. Es heißt, dass ihr Mund „für ihr Alter zu sehr geschlossen schien“ (Goethe 1996, S. 99) und obwohl sie Hunger hat, findet man keine Speise für sie (Goethe 1996, S. 163). Schließlich stirbt sie. Ihre Sehnsucht nach einem ganzheitlichen Leben kann nicht gestillt werden. „[D]ie arme Mignon scheint sich [selbst vor Sehnsucht, Anm. d. V.] zu verzehren“ (Goethe 1996, S. 533). Der ästhetische Geschmack, der für ein ganzheitliches, ein gelingendes und autonomes Leben steht, kann in der Wirklichkeit nicht existieren. Dennoch ist er, wie auch die aufgezehrte Mignon, nicht gänzlich verloren. Mignon wird im Erinnerungsraum, dem Saal der Vergangenheit, aufbewahrt, wo sich auch die Kunstsammlung von Wilhelms Großvater wieder findet. „Wohl verwahrt ist nun der Schatz, das schöne Gebild der

Vergangenheit! hier im Marmor ruht es unverzehrt [...]“ (Goethe 1996, S. 605). In diesem Schon- und Spielraum können sich, fernab der Wirklichkeit, die schönen Qualitäten des Geschmacks wieder entfalten und vom Menschen genossen werden.

Das Scheitern des kulinarisch-ästhetischen Geschmacks bei Uwe Johnson

Im 20. Jahrhundert hat sich der Schriftsteller Uwe Johnson (1934-1984) mit der Geschmacksdiskussion des 18. Jahrhunderts beschäftigt und nach den Bedingungen und Möglichkeiten einer ästhetisch-schönen Existenzweise des Menschen gefragt. Auch bei Johnson fällt auf, dass er die ästhetische Geschmacksmetaphorik um die Komponente des sinnlich-kulinarischen Geschmacks erweitert. In seinen Romanen thematisiert er das Geschmacksideal der Klassiker als ein zwar ersehntes, in der Wirklichkeit jedoch weitgehend verlorenes Prinzip. Mit den Augen seiner Hauptfigur, Gesine Cresspahl, beobachtet Johnson ohne Anschein von Täuschung die Welt und ihre Nöte. In seinem Hauptwerk, den *Jahrestagen*, erzählt Gesine ihrer Tochter Marie von ihrer Kindheit und Jugend im nationalsozialistischen Deutschland und während der DDR-Diktatur. Die Erinnerungen an ihre persönliche Geschichte und ihr schonungsloser Blick auf die Weltgeschichte insgesamt haben in den *Jahrestagen* das Geschmacksideal des ganzheitlich-harmonischen Menschen im doppelten Sinn verdrängt.

Im Gegensatz zu Wilhelm entsinnt sich Gesine keiner Ganzheitserlebnisse in einer reichhaltig gefüllten Speisekammer mit Theaterpuppen. Stattdessen erzählt sie von Nahrungsmittelrationen während der Zeit des Zweiten Weltkriegs, davon dass ihre Mutter Lisbeth sie als dreijähriges Kind aus Schuldgefühlen und Verzweiflung heraus hungern ließ (Johnson 1971, S. 692ff.) und das zweite noch ungeborene Kind mit verdorbener Nahrung abtrieb (Johnson 1971, S. 510f.).

Gesine ist die Geschichte – Weltgeschichte und ihre persönliche Geschichte – auf den Magen geschlagen, ihr ist buchstäblich der Appetit vergangen. So entschuldigt sie sich bei Marie, die für sie gekocht hat: „Ich bin viel zu müde zum Essen. Ist es dir recht, wenn ich mich gleich hinlege?“ (Johnson 1983, S. 1644) Gesine zeigt hier eine ähnliche Verhaltensweise wie ihr Vater, der nicht essen konnte, als er aus einem sowjetischen Lager zurückkehrte. „Was hatte der Mann bloß mit dem Magen, daß er nicht essen konnte!“ (Johnson 1983, S. 1512) Auch hat sie kein Geschmacks- und Geruchsempfinden: „Seit wann riecht es bei uns am frühen Abend [...] nach gebackenem Blumenkohl? Hast du gekocht?“, fragt sie Marie und vermutet, „[d]ie Semmelbrösel sind dabei, Parmesan hängt in der Luft.“ (Johnson 1983, S. 1644) Was in Wirklichkeit riecht, ist nicht die Mahlzeit, die Gesine vorschwebt, die sie sich vielleicht sogar insgeheim ersehnt, sondern es sind ange-

brannte Eier. Hier zeigt sich einerseits ein zerstörtes Geschmacksempfinden, andererseits aber auch die Sehnsucht nach einem Gastmahl, wo in der Wirklichkeit nur verdorbene Speisen anzutreffen sind.

Auf der anderen Seite wird das Thema schöne Kunst mit äußerster Zurückhaltung behandelt. Gesine besucht selten Theater- oder Kunstausstellungen und ist nicht musikalisch. Sie will sich nicht dem Schein eines heilen und gelingenden Lebens hingeben, während außerhalb dieses Reichs Menschen verhungern und sterben. Sie will nicht Sein mit Schein verwechseln und Abgeschmacktheit und Geschmacklosigkeit mit Geschmack.

Es gibt jedoch einige seltene Geschmackserlebnisse, die Gesine als Momente der Ganzheit und Harmonie erfährt – so etwa ihre glückliche Erinnerung an die Ferien mit ihren Verwandten, den Paepckes. Für das Kind Gesine war es eine Zeit voller Glück, Kunst, Märchenerzählen, Spiel – und Essen.

Literaturverzeichnis

Amann, Wilhelm: *„Die stille Arbeit des Geschmacks.“ Die Kategorie des Geschmacks in der Ästhetik Schillers und in den Debatten der Aufklärung.* Würzburg 1999.

Goethe, Johann Wolfgang: *Wilhelm Meisters Lehrjahre.* Stuttgart 1996.

Goethe, Johann Wolfgang: *Eins wie's andre.* In: Joachim Schulz (Hg.): *Essen und Trinken mit Goethe.* München 1998, S. 21.

Johnson, Uwe: *Jahrestage. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl.* Bd. 1-4, Stuttgart 1970-1983.

Kant, Immanuel: *Kritik der Urteilskraft.* In: ders.: *Werke in zwölf Bänden.* Bd. 10. Hrsg. von Wilhelm Weischedel, Frankfurt a.M. 1977, S. 73-457.

Schiller, Friedrich: *Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen.* In: ders.: *Werke und Briefe in zwölf Bänden.* Bd. 8: Theoretische Schriften. Hrsg. von Rolf-Peter Janz u.a. Frankfurt a.M. 1992, S. 677-705.

Beim Baden in der Oder wurden große Picknickkörbe mitgenommen, voll Brot und Kuchen und harten Eiern und Milch und Obst. In einem fort bekamen die Kinder bei Paepckes zu essen. Wenn eins noch lange nicht hungrig war, sondern nur irritiert durch eine geringfügige kriechende Vorstellung von Essen, stand Essen vor ihm. Dickmilch mit Zucker. (Johnson 1971, S. 849)

Und an anderer Stelle heißt es:

Wenn die Erdbeeren reif waren und Saft im Zucker ließen [...] wurden sie mit silbernen Gabeln gegessen, am Tisch im Garten. Das Kind Gesine aß so andächtig, ihm ging erst zum Schluß auf, daß alle ihm zugesehen hatten, hilflos von stillem Lachen, ohne Neid. (Johnson 1971, S. 836)

Auch für die erwachsene Gesine gibt es Inseln des Geschmacks, auf die sie sich von Zeit zu Zeit rettet. Eine solche Insel ist das Picknick im New Yorker Central Park an einem Feiertag, an einem arbeitsfreien, von Zwecken und Zwängen befreiten Tag. Dort verbinden sich geselliges Beisammensitzen und Kunst mit gemeinsamem Essen.

Auf den Wiesen im Central Park saßen Familien und Liebespaare auf Decken und machten Picknick in der Sonne. [...] Vor der Orchester-muschel im Central Park waren die viertausend Sitze dicht besetzt. [...] Da waren ein Mädchenchor in roten Gewändern und das Amerikanische Sinfonieorchester. Als wir kamen, spielten sie Auszüge aus dem Deutschen Requiem und der Matthäuspassion, dann die Ode an die Freude. (Johnson 1971, S. 970f.)

Diese Geschmackserlebnisse werden jedoch durch Johnson gebrochen und relativiert. So wird das Picknick im Central Park durch den Erzähler parallelisiert

mit der Beerdigung des ermordeten Martin Luther King. Die Erinnerung an die Ferien wiederum werden erzähltechnisch verknüpft mit der Leidensgeschichte von Anatol Kreslil, Gesines Tschechisch-Lehrer. Als Gesine Ferien machte, versteckte sich die Familie Kreslil vor der deutschen Besatzungsmacht, „bis am Hunger Frau Kreslil starb“ (Johnson 1971, S. 926). Und das Kind Gesine lauschte währenddessen der Geschichte von Robin Hood und „aß von seiner Brotscheibe säuberlich erst die Kruste, damit das kostbare Mittelstück bis zuletzt blieb.“ (ebd.)

Für Gesine ist das Reich des Geschmacks unweigerlich verloren. Aber es gibt schließlich noch die zehnjährige Tochter Marie. Sie ist es, die Einkäufe macht, Frühstück, Abendessen und Tee zubereitet. Sie ist es, der ein Leben in Einheit und Ganzheit gelingt. Ob dies als Hoffnungsschimmer gegen die Resignation Gesines gedeutet werden kann – etwa wenn Marie behauptet „[i]ch kann kochen, ich kann backen“ (Johnson 1971, S. 751) – oder ob doch eher Zweifel an ihren Kochkünsten angebracht sind – es ist Marie, welche die Eier anbrennen lässt – bleibt dem Leser überlassen.

In diesem Aufsatz wurde gezeigt, dass der lebensferne ästhetische Geschmack, der bei Schiller und Kant Symbol für ein ganzheitlich-harmonisches Leben ist, bei Goethe mit dem kulinarischen Geschmack und dem Gedanken des Gastmahls und der Geselligkeit zusammengebracht wird. Uwe Johnson zeigt, dass das Geschmacksideal in der Wirklichkeit an der Geschmacklosigkeit der Welt zu scheitern droht. Der ästhetisch-kulinarische Geschmack kann nicht, wie Wilhelm sich dies zuerst noch erträumte, auf die Wirklichkeit übertragen werden. Allzu häufig kochen fremde Mächte am Gericht unseres Lebens mit und geben ihm einen schlechten Beigeschmack oder verderben den Brei und machen ihn unbekömmlich. Die Welt ist kein rauschendes Fest mit Spiel und Speise, Trank und Geselligkeit. Der Geschmack am Leben lässt sich aber in Spiel- und Gasträumen bewahren, die man immer wieder aufsuchen, in denen und von denen man zehren kann.